

ANDREA NAGELE

Kärntner Wiegenlied

KRIMINALROMAN



emons: eBook

Nie wieder.

Melittas Magen zieht sich schmerzhaft zusammen. Sie beißt so fest auf ihre Unterlippe, dass sie den metallischen Geschmack von Blut wahrnimmt. Vergeblich versucht sie, die quälende Erinnerung an ihren jung verstorbenen Ehemann und den damit verbundenen körperlichen Schmerz zu verdrängen. Williams besorgte Stimme holt sie in die Gegenwart zurück.

»Setz dich doch, gefällt dir unser Tisch?« Er sieht sie um Zustimmung heischend an.

»Entschuldige bitte. Er ist perfekt. Ich war für einen Moment in Gedanken«, sagt sie leichthin und nimmt Platz.

Williams braune Augen funkeln erwartungsvoll. Aber was auch immer er sich erhofft, sie wird ihn ein weiteres Mal enttäuschen.

Als Vorspeise teilen sie sich eine Ziegenkäsemousse mit Jasmin-Rosinen und marinierte Trüffel mit Pilzen. Sie essen schweigend, fast andächtig. Erst bei der Hauptspeise – William nimmt Steak und Melitta Blumenkohl-Risotto auf Korianderblättern – kommt ein Gespräch auf. Der trockene Weißwein entspannt sie und lässt sie das Essen doppelt genießen. Die Briten, denkt sie belustigt, schenken die Gläser immer randvoll ein.

»Mel, deine Augen haben die Farbe des Flusses, glasklar und tiefblau.« William lächelt sie an.

Melitta tupft mit der Serviette den Wein von ihren Lippen. »Ist das Wasser der Exe nicht eher schlammgrün und zäh wie Kartoffelbrei?«

William lacht auf. »Auch das kommt vor. Doch an Sommertagen spiegelt sich der Himmel darin.«

Kein Wunder, dass er solche Sätze von sich gibt, denkt Melitta. William ist Experte in englischer Poesie. Bevor das Gespräch weiter diese ihr unangenehme Richtung nimmt, steht sie auf.

»Entschuldige mich bitte kurz.«

Vor der Tür des Restaurants atmet sie in tiefen Zügen die Nachtluft ein.

Jetzt hat es etwas Gespenstisches, wie das flackernde Licht des Scheinwerfers die Kathedrale beleuchtet. Über dem Turm jagen düstere Nachtwolken durch das Schwarz des Himmels, und ein kühler Wind weht von Norden her. Melitta schlingt die Wolljacke enger um ihre Schultern, hastig zieht sie an einer Zigarette.

Das Lokal empfängt sie mit einer Wärme, die ihr zuvor nicht aufgefallen war. Lächelnd setzt sie sich William, der sich kurz erhebt, gegenüber. Wieder versucht er, ihr Komplimente zu machen, und abermals weist sie ihn ein wenig schroff zurück.

Nach dem Dessert – Nougatmousse auf karamellisierter Birne – bietet er an, sie nach Hause zu begleiten. Melitta beschleicht ein Gefühl der Unruhe.

»Nun«, sagt sie unentschlossen, »die Schokolade liegt etwas schwer in meinem Magen, so gut sie auch geschmeckt hat. Ich würde gern ...«

»... noch einen Drink an der Promenade genießen?«, beendet William lächelnd den Satz

für sie.

»Ja, der täte uns beiden gut.«

Der Kai unten am Fluss gehört für sie zu den schönsten Plätzen Exeters. Sie spazieren bergab, den Western Way an der römischen Mauer entlang. Als Melitta erschauert, legt William ihr seine Barbourjacke über die Schultern. Der Wind hat sich in eine steife Brise verwandelt und pfeift scharf um ihre Ohren. Das Wasser der Exe ist an diesem Abend weder sommerblau noch braun wie dickflüssiger Brei. Es ist schwärzer als der Himmel, der Fluss selbst scheint unergründlich tief.

Trotz der Wachsjacke beginnt Melitta zu zittern, und als William den Arm um sie legt und sie an sich zieht, lässt sie es geschehen.

»Es ist nicht mehr weit. Da vorne sind schon die Lichter vom Pub. Oder möchtest du doch lieber auf einen heißen Tee zu mir? Ich wohne gleich ums Eck und kann dich dann mit dem Auto zurückfahren. Was meinst du?«

Ehe Melitta antworten kann, entlädt sich der Himmel.

Grelle Blitze brennen gezackte Linien durch die Wolken, Donner grollt, und heftiger Regen strömt auf sie herab.

Arm in Arm hasten sie durch die rasch entstehenden Pfützen.

Rosner flucht.

Die Akte vor ihm hat inzwischen einige Seiten mehr, aber weitergekommen ist er kein bisschen. Ganz im Gegenteil.

Der »fröhliche Weinberg« scheint von Mal zu Mal dreister zu werden.

Erst gestern schlug er wieder zu. Am Schlossweg, in einer Nobelsiedlung am Fuße des Kreuzbergl's gelegen, hat er eine ältere Dame in ihrer Wohnung überfallen und in bekannter Weise an einen der Wohnzimmerstühle gefesselt. Wieder taxierte der Einbrecher seelenruhig alle Gegenstände nach ihrem Wert und verstaute die für ihn geeigneten Stücke in einer bereitgestellten Tasche. Wieder tat er sich am reichlich vorhandenen Wein der Wohnungsbesitzerin gütlich und trank einige Gläser, ohne dabei zu vergessen, seinem Opfer hin und wieder dreist zuzuprosten. Und wieder verabschiedete er sich im Morgengrauen mit einem fröhlichen: »Habe die Ehre, pfiat Gott.«

Die Dame, die wenig später von ihrer Haushälterin gefunden wurde, hatte sofort Anzeige erstattet, und Rosner versuchte umgehend, das Gebiet weiträumig abzusperren. Aber es war schon zu spät gewesen, der »fröhliche Weinberg« war verschwunden.

»Admira, wir fahren, ich muss selbst mit ihr sprechen«, informiert er seine Kollegin per Telefon und schlüpft in sein graues Sakko.

Wie immer versucht er, am Steuer so wenig wie möglich zu reden. Spahic, die neben ihm sitzt und die Marotten ihres Vorgesetzten viel besser kennt, als Rosner es sich je eingestehen würde, schweigt ebenfalls.

An der Wohnungstür, die im ersten Stock eines kleineren Wohnblocks liegt, müssen sie mehrmals klingeln. Der Name Christine Moser steht auf einem Türschild in Herzform.

Endlich öffnet ihnen eine ältere Dame, die ihr dünnes rötliches Haar unter einem breiten Hut zu verbergen versucht, und winkt sie herein.

Die Wohnung wirkt überladen. Alte, schwere Möbel versuchen sich gegen moderne Bilder zu behaupten, die dicht gedrängt an den Wänden hängen. Spahic scheint davon angetan zu sein, aber Rosner kann sich nicht einmal für die Rahmen erwärmen. Da interessiert er sich schon mehr für die Bücher, die in kniehohen Holzregalen stehen, welche beinahe den ganzen Raum umfassen.

Als sie am Wohnzimmertisch sitzen, verlangt Frau Moser ihre Ausweise zu sehen, und Spahic kann sich die Bemerkung, dass es dafür ein wenig spät sei, nicht verkneifen. Unbeeindruckt untersucht Christine Moser erst jenen von Spahic, dann den von Rosner. Aus einer Tischlade holt sie eine Lupe, um das Foto von Rosner, auf das er nicht stolz ist, in all seinen grobkörnigen Einzelheiten studieren zu können.

»Lesen Sie viel?«, fragt er ein wenig dümmlich, um das Gespräch in Gang zu bringen, und erntet einen mitleidigen Blick.

»Ich habe Ihren Kollegen schon alles gesagt.« Frau Moser steht auf und geht in die angrenzende Küche. »Wollen Sie auch einen Schluck?«, hören sie sie fragen.

Kurz darauf kommt sie mit einem Tablett zurück, auf dem eine Flasche Wein und drei Gläser stehen.

»Es ist noch ein wenig zu früh für mich«, nuschelt Rosner nervös.

Spahic schüttelt nur stumm den Kopf.

Frau Moser schenkt ein, als hätte sie nichts gehört.

»Ich hatte eine lange Nacht, außerdem hat der große Kerl mir mit seinem Zuprosten Durst gemacht.«

»War er wirklich so groß?«, hakt Rosner nach.

»Groß? Ein Koloss, ein Muskelpaket von mindestens hundert Kilo und sicher über eins fünfundachtzig.« Frau Moser trinkt mit großen Schlucken. »Und brutal war er, bei all der aufgesetzten Fröhlichkeit. Der hätte mir lachend die Nase zertrümmert, wäre ich nicht ganz still geblieben.«

Sie nimmt Rosners Glas, hält es kurz gegen das Licht, als wolle sie die Flüssigkeit überprüfen, und trinkt.

»Als ich das Monstrum hier stehen sah, mitten in der Nacht, wäre ich beinahe umgefallen vor Schreck.« Wieder trinkt sie. »Übrigens, meine Zugehfrau weigert sich, den Dreck, den Ihr Erkennungsdienst hinterlassen hat, wegzusaugen. Ich werde eine Firma beauftragen und Ihnen eine Rechnung schicken.«

Ihre Aussprache wird undeutlich, sie verwischt an den Enden der Sätze. Wie nebenbei nimmt sie nun das Glas, das vor Spahic steht, ins Visier. »Es sind die Tabletten, sie machen mich müde. Ich möchte, dass Sie jetzt gehen.«

Im Dienstwagen bricht Rosner unvermutet sein Schweigen.

»Ich fahre über Mittag nach Hause und komme dann zu Fuß ins Büro. Übernimm du das Auto.«

Spahic nickt ergeben.

Die Sonne versteckt sich hinter einer Wolke, als Rosner die Straße überquert.

Er sperrt die Wohnungstür auf, und Alice steht vor ihm. Sie ist bleich, kreidebleich im Gesicht, und zu ihren Füßen steht ein gepackter Koffer. In der Hand hält sie das Handy, gerade wollte sie ihn wohl anrufen.

»Rosner, ich bin erst in der sechszwanzigsten Woche. Ich habe Schmerzen und Zwischenblutungen. Frau Dr. Weber sagt, dass ich ins Krankenhaus muss. Sie hat Angst, dass ich das Baby verliere.«

Sven steht mit dem Rücken zum Fenster. Sein Gesicht liegt im Schatten. Nachdenklich dreht er an seinem Nasenpiercing.

»Ich habe gehört, dass du Besuch vom Irrenarzt hattest. Vielleicht keine schlechte Idee. Wenn du so weitermachst, füllst dich mit Pillen ab, mit kleinen rosa Weichmachern, die dich schweben lassen. Wolke sieben, du weißt schon.«

Helene räuspert sich und nimmt einen Schluck Wasser. Als sie das Glas zurück auf den Nachttisch stellt, steht Sven neben dem Bett.

Sein Lächeln kommt von weit oben. »Na, Leni, was hältst du davon, sie ein wenig zu sammeln, die kleinen Dinger?«, fragt er.

Obwohl Helene weiß, wie Sven tickt, fühlt sie sich verraten. Ihm geht es nur um die Pillen. Für ihn ist ihr Leid eine willkommene Möglichkeit, an Drogen zu gelangen. Deshalb findet er es gut, dass der Arzt bei ihr war. An ihre Ängste um den kleinen Max denkt er keine Sekunde lang. Wie ein giftiger Nebel senkt sich dieses Erkenntnis über sie. Es fällt ihr schwer, ruhig zu bleiben.

»Dr. Friede ist kein Irrenarzt, sondern ein Psychiater, und das Thema Tabletten hatten wir abgehakt«, stellt sie gereizt klar.

Ihre Stimme klingt schwach, droht wegzukippen.

Als sie von ihrer Schwangerschaft erfuhr, galt ihr erster Gedanke Sven. Ihm und seinem Substanzenmissbrauch.

Nein, abhängig ist er nicht, betont er immer wieder. Er muss nur regelmäßig sein Zeug nehmen.

Ob das Gift in seinem Sperma Spuren hinterlassen und durch die Plazenta auf das Baby übergegriffen haben könnte, hat sie sich inzwischen Tausende Male gefragt. Vielleicht sind die Apgar-Werte bei Max deshalb nicht gut gewesen? Sie wird sich erkundigen, ganz konkret wird sie das Problem ansprechen, bei der nächsten Visite. Auch wenn sie Sven damit in eine unangenehme Situation bringt.

Ihr Leben steht an einem Wendepunkt, das ist ihr klar. Eigentlich ist sie schon darüber hinaus.

Max ist jetzt ihr Mittelpunkt.

Erschöpft lässt sie ihren Kopf auf das Kissen sinken. Das kleine Stoffbambi liegt neben ihr und scheint beschützend näher zu rücken.

Sven tritt unterdessen einen Schritt zurück und grinst. »Wie kannst du nur so negativ von mir denken? Sind die Hormone dafür verantwortlich, dass du alles in die falsche Kehle bekommst? Ich wollte dich bloß warnen, weil die Götter in Weiß dich für ziemlich durch den Wind halten.« Er tippt sich auf die Stirn und verzieht seinen Mund zu einem verwackelten O.